

Christian Wevelsiep

Inklusion

Über eine Erfüllungsgestalt
im gemeinsamen Leben

Ein Essay

ATHENA

Christian Wevelsiep
Inklusion

Christian Wevelsiep

Inklusion

Über eine Erfüllungsgestalt
im gemeinsamen Leben

Ein Essay

ATHENA

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2019

Copyright © 2019 by ATHENA-Verlag,
Mellinghofer Straße 126, 46047 Oberhausen
www.athena-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier (säurefrei)

Printed in Germany

ISBN 978-3-7455-1053-9

Inhalt

	Einleitung.....	7
I	Die Geschichte der Exklusion	27
II	Die Vermessung des sozialen Raums.....	34
III	Die ungeklärten Möglichkeiten der inklusiven Kultur	40
IV	Ein Prüfstein für die inklusive Praxis.....	52
V	Erste humanistische Reflexion: Die vergangene Zukunft der Sonderpädagogik	68
VI	Zweite humanistische Reflexion: Die Gegenwart der Inklusion.....	85
VII	Dritte humanistische Reflexion: Inklusion und Solidarität	108
	Literaturverzeichnis	117

Einleitung

Eine Inspektion im Klassenzimmer: was hier geschieht, ist uns allen vertraut. Hier geht es buchstäblich um alles, um Bildung: was die Welt im Inneren zusammenhält und nichts weniger. Um Erkenntnisse: was wir noch nicht wissen und dringend über uns und die Welt in Erfahrung bringen müssen. Um ein Miteinander, das wohl in keiner Phase des Lebens so intensiv erlebt wird. Ein verstörendes Miteinander: ungesteuerte Emotionen, unfertige Bilder dessen, was man sein möchte, Streben nach Anerkennung notfalls im Negativen. Das alles soll irgendwie zusammenpassen oder zumindest in einem Rahmen erträglich gestaltet werden, die höchsten Bildungsziele und die Unsicherheit des Erwachsenwerdens. Vernunft und Gehorsam, Affekte und Triebe miteinander zu versöhnen, darum geht es. Dass dies selten gelingt an einem Ort, der einem wenig zu bieten hat, ist eine Binsenweisheit. Genügend Geschichten wurden erzählt über die irrwitzigen Versuche, das System zu unterlaufen, über den Streich von der letzten Bank, über das Scheitern beim Versuch, die Dinge grundlegend zu ändern. Über die schönen Anekdoten einerseits, die wir nicht vergessen wollen, über die wohlwollende Gemeinschaft, die man vielleicht erleben durfte. Auch über die Fehler und Missstände auf höherer Ebene, die kluge Menschen, Bildungsbürger und Philosophen aufgedeckt haben und die in Forderungen nach Erneuerung mündeten. Das alles verbinden wir mit Bildung, mit dem Thema Schule. Eine Introspektion oder einfacher ein Besuch im Klassenzimmer ist von daher zwiespältig, denn wir können unser Vorwissen nicht löschen, wir haben zu viele Bilder im Kopf, die uns bei einem solchen Vorhaben im Weg stehen.

Eine Inspektion wozu? – müsste man freilich fragen. Unter welchem Gesichtspunkt wäre es ratsam, die Schule von innen zu betrachten und sie mit jenem Ort zu vergleichen, den man sich für einen idealen Ort der Bildung wünscht? Welchen Blickwinkel sollen wir denn einnehmen, wenn er sich nicht auf unsere Projektionen und Wünsche reduzieren sollte, er aber auch nicht bloß das wiedergeben sollte, das wir als kühle Verwaltung erfahren und von uns weisen? Weder der *administrative* noch der rein *subjektive* Blickwinkel soll es also sein, sondern ein *inklusive*. Damit aber stoßen wir auf einen neuartigen Begriff, der in die gesellschaftlichen Diskussionen Einlass gefunden hat, den Begriff der Inklusion. Innovativ, Streitbar, herausfordernd und ethisch anspruchsvoll ist dieser Begriff. Mit ihm verbinden sich so viele Themen, so viel Hintergründiges und Viel-

schichtiges, das wir zumindest nicht gleichzeitig mitbedenken können. Der Einbezug von Menschen, die einer Behinderung unterliegen. Der Einbezug aller Menschen, gleich welchen Umständen sie entstammen. Die fundamentale Reform der Schulen, die sich ihres Selbstbildes vergewissern müssten. Und schließlich die Ebene der Vielen, die irgendwie beteiligt sind, aktiv und passiv, handelnd oder erleidend, ablehnend, gleichgültig oder vitalistisch. Die Inklusion hat die Schule neu definiert, könnte man sagen, sie hat als bloße Idee die Dinge geändert; sie hat aber ebenso schnell eine Verteidigungshaltung hervorgerufen, hat Stimmen hervorgebracht, die sich das Alte zurückwünschen und bereits jetzt Gründe für das Scheitern liefern können. Das alles hat mit Inklusion zu tun und es wäre verfrüht, ein irgendwie geartetes Fazit zu ziehen, entweder den epochalen Umbruch zu feiern oder das Scheitern zu bedauern. Was möglich ist, ist eben nichts anderes als eine Inspektion, die gleichsam auf der Ebene des Klassenzimmers, auf Schülerebene, auf der Ebene der Betroffenen und der Aktiven stattfindet. Was darüber hinaus möglich ist: von hier aus über den Rand der Schule hinauszublicken. Inklusion *ist mehr und sie will mehr*, dies ist immer ihr Anspruch gewesen, sie verlangt nicht nur, die Schule neu zu denken, inklusive Praktiken und inklusive Kulturen hervorzubringen. Sie verlangt sowohl auf der Ebene der gesamten Gesellschaft als auch auf der Ebene des einzelnen Subjekts eine andere Sichtweise. Und an diesem Punkt müssten wir vielleicht zuallererst ansetzen und fragen, inwiefern sich dieses neuartige Bild vom Menschen und von der Gesellschaft als fruchtbar und schöpferisch erweisen wird. Ob es aber auch genügend Bodenhaftung hat, um den Dingen zu genügen? Fehlte diese Bodenhaftung, wäre die Idee nicht hinfällig. Sie wäre einfach weiterhin auf ein Mehr verwiesen, auf mehr Fragen, mehr Komplikationen, mehr Ungewissheiten, mit denen wir zurechtkommen müssten. Wie man sieht, geht es in den vorliegenden Beschreibungen weniger um einen Essay, der sich betont kritisch versteht und die Welt über ihre Irrtümer und Fehlerhaftigkeit aufklärt. Noch geht es um die praktische Hilfe, die dem Hilfebedürftigen, wer immer es sei, Rezepte für besseres Handeln vorschlägt. Noch geht es um politischen Aktivismus, mit dem man die Dinge höher, weiter oder schneller antreibt, von daher nicht, weil man die Menschen trivialerweise bei allen politischen Dingen mitnehmen müsste (eine Trivialität, die leider aus den Augen verloren wird...). Worum es geht: Vertiefung und Intensivierung. Das Weiterdenken und das Weiterfragen, die Vervielfältigung der Perspektiven. Um den Einbezug aller Probleme, der sichtbaren und unsichtbaren. Und letztlich

immer auch um die Selbstbefragung, um das Bild unserer Selbst, unserer Gesellschaft, um die Frage, wie wir sein wollen, aber nicht sind, wie wir die Dinge gerne ändern würden, aber es nicht können und immer auch: in welcher Gesellschaft wir uns verorten. Wenn diese ungeordneten Gedanken dazu beitragen, den Gedanken der Inklusion zu vertiefen, wäre einiges gewonnen.

Der Hilferuf

Diagnosen über das, was in der Gesellschaft vor sich geht, leiden nicht selten unter einem Geburtsfehler. Man erklärt die eigene Sicht zur Sicht aller, man schließt von einzelnen Ereignissen auf Generelles, man nennt etwas pathologisch, was vielleicht nur außergewöhnlich ist. Der diagnostische Blick zweifelt nicht, er durchblickt etwas. Er grübelt nicht über die Auffälligkeiten und Störmomente in der menschlichen Welt, sondern klärt sie auf. Um eine Diagnose im Sozialen anzufertigen, müssten Krankheiten und Heilkräfte unmittelbar aufeinander bezogen sein, müsste das Unerwünschte und Störende mit den Wegen der Korrektur zusammengeführt werden. Aus einem falschen Zustand, dem man unterliegt, ist auszutreten. *Was in unseren Bildungsanstalten falsch läuft. Was wir jetzt tun müssten, warum wir unsere Kinder falsch erziehen und damit unsere Zukunft verspielen. Wie die zukünftige Welt aussehen wird und warum die Gegenwart ihr nicht genügt. Warum immer die falschen Entscheidungen getroffen und die falschen Werte gewählt werden. Warum dies so ist und wie man es besser macht.* Der Verkünder der Diagnose zögert nicht, er klärt den Patienten auf, ohne drumherum zu reden. Er legt den Finger auf die Wunde. Dies ist vielleicht schmerzhaft für den Patienten, aber eben auch heilsam. Denn wenn wir nicht an den Symptomen laborieren, wenn wir neu beginnen und die Dinge einmal ganz anders anblicken und anpacken, wird der Schmerz sich verflüchtigen.

Jenseits des Wünschbaren hat der diagnostische Blick aber auch die Verpflichtung, einfach nur etwas zu thematisieren. Er bringt ein Thema hervor, an dem man sich reiben und abarbeiten kann, das uns im Denken weiter treibt. So verstanden fehlt den folgenden Beschreibungen der hohe Ton des Besserwissenden. Keine schrillen Alarmglocken, sondern der prüfende Zweifel ist maßgeblich. Zweite, dritte, vierte Blicke auf den Gegenstand der Erkenntnis sind vorzunehmen. Viele Stimmen zu vernehmen und zu beachten, Argumente gegeneinander abzuwägen. Die Diagnose beginnt daher nicht mit dem Blick aus der Flughöhe des

Adlers¹, sondern eher aus der Perspektive des einfachsten und kleinsten Wesens in der Mitte. Aus der Höhe des Adlers ist natürlich eine gewisse Übersichtlichkeit gegeben. Die Höhenlage gewährt globale Erkenntnisse. Man schwebt über den Dingen und kann doch die Details im Auge behalten. Der Adler steht für die freie Sicht und den scharfen, präzisen Blick. Dieser Blick findet sich in den Selbstbeschreibungen von Historikern und Archäologen, er definiert den Stand der Wissenschaftlichkeit unseres Zeitalters. Errungenschaften der Technik lassen Flüge aus höchster Höhe zu, einen gleichsam mikroskopischen Blick. Wir sind als Adler der Wissenschaft in der Lage, die Vergangenheiten der Menschen und der Erdgeschichte zu dechiffrieren; nichts, was die Erde in ihrem Inneren enthält, bleibt dem modernen Forscher noch verborgen. Demgegenüber sind wir als Wesen, die sich am Boden bewegen, auf eine andere Form der Feldforschung angewiesen.

Der Hilferuf: Davon gab es zuletzt zahlreiche. Wer aufmerksam in den Zeitungen nach Hinweisen sucht, stößt immer wieder auf Erzählungen, die einen Hilfebedarf, mehr noch: extreme Hilflosigkeit und Not zum Ausdruck brachten. Wenn Schulen, die im sozialen Brennpunkt stehen, den Belastungen nicht mehr Stand halten können, schaffen sie es unter Umständen bis ins Fernsehen. Dann wird die Ressourcenfrage gestellt und der Druck auf die Verantwortlichen erhöht. Mit dem Gedanken der Inklusion ist ein wenig anders. Schnell ist das Wort der gescheiterten Reform in aller Munde. Wenn betroffene Lehrer, interessanterweise auch betroffene Eltern zu Wort kommen, geht es vorrangig um ein grobes Missverhältnis, eine Dissonanz. Eine schöne Idee, die die Welt besser machen sollte, steht gegen eine Umsetzung, die stümperhaft, dilettantisch, halbherzig und kontraproduktiv sei. Dies sind keine Zitate, sondern Zusammenfassungen eines Staunens. Dass es so schwierig sei, habe keiner geahnt. Dass es viel mehr benötigte, um die Schule anders, besser und inklusiver zu gestalten, dies hätte man wissen müssen. Wie immer hängt anscheinend alles am Faden der Politik, einer Politik, die ihre Versprechen nicht im Mindesten einhält, die sich nicht um die Sorgen und Nöte der Menschen in der Mitte der Gesellschaft kümmere.

In den Feuilletons und den Tagespublikationen finden sich immer wieder Erfahrungsberichte, die sich auf den aktuellen Stand der Inklusion beziehen. Nicht nur die Arbeitsformen wurden neu definiert, sondern

1 Hierzu: Jürgen Osterhammel: Die Flughöhe der Adler. Historische Essays zur globalen Gegenwart. München: Beck 2017

die sozialen Bezüge. Kinder und Jugendliche mit Lern- und Entwicklungsstörungen werden seit langem nicht mehr aussortiert, sondern den Regelsystemen zugeordnet. Kindern mit Störungsbildern kommt das Recht auf inklusive Beschulung zu und den Bildungsanstalten, die sich oberhalb des Förderschulwesens befinden, kommt die Pflicht zur Aufnahme aller Schüler zu, ohne Vorbehalt, ohne eine Mindestqualifikation, ohne Bedingungen. So könnte man die Dinge im engsten Sinne zusammenfassen, ohne regionale Unterschiede, ohne schulrechtliche und schulorganisatorische Feinheiten zu benennen. Die Durchsetzung eines Rechts – nichts anderes bedeutet Inklusion für viele – hat ihren Preis. Wie sich die einzelnen Gruppen mit den neuen Verhältnissen arrangieren, ist schwer zu sagen. Überaus deutlich zeichnet sich aber eine Stimmungslage ab, wenn man einzelne Beiträge, kritische Kommentare, die Bildung von Initiativen oder den allgemeinen Druck auf die Schulleitungen zusammenfasst. Exemplarisch erscheint ein Artikel der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung². In einem hessischen Problembezirk wird seit längerem die inklusive Beschulung forciert und das heißt, es werden besonders geschulte Pädagogen, eine besondere Klientel und spezifische Problemlagen an die allgemeine Schule überwiesen. Das mündet zunächst in Überforderung: im schlechteren Fall, wenn die zusätzlichen Ressourcen nicht fließen und die Kollegen und Kolleginnen allein gestellt sind, nehmen die Probleme Überhand. Die Fähigkeit, eine relativ (!) homogene Lerngruppe auf einem bestimmten Niveau fachlich weiter zu bringen, gerät an eine Grenze, wenn die fehlenden sozialen, kognitiven oder motorischen Fähigkeiten das Gefüge auseinander reißen. Man kann nicht allen gerecht werden, so lautet der Tenor des Hilferufs und fatal daran ist nicht nur die Ähnlichkeit zu den heißen Debatten unserer Zeit (»Wir können nicht allen helfen.«) – fatal ist die Erkenntnis, dass hier scheinbar etwas gründlich missverstanden wurde. Hatte man nicht vor der Umsetzung so deutlich betont, dass die homogene Lerngruppe eine überspannte Phantasie sei? Dass Alle das Gleiche lernen und von einem Level auf den nächsten gehoben werden, dies hatte aus Sicht der Inklusionsvertreter nichts mit inklusiver Kultur zu tun. Sondern: die unterschiedlichen Lernniveaus, die produktive Ungleichheit, die Vielfalt aller Entwicklungsbereiche gelte es aufzugreifen und zu entfalten. Insofern wäre das Klagen weithin überflüssig. Denn im Grunde ginge es

2 »Ich werde keinem Kind der mehr gerecht«. Aufgezeichnet von Anke Schipp, In: Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung vom 13.02.2017